

Wilfried Kruse

Arbeit, Wissen, Würde, Lebenszusammenhänge

Mehr als 50 Jahre Annäherungen
an die Arbeitenden

VSA:

					2011
				1998	2012
			1987	1999	2013
		1978	1988	2000	2014
	1971	1979	1989	2001	2015
	1972	1980	1990	2002	2016
1968	1973	1981	1991	2003	2017
1969	1974	1982	1992	2004	2018
1970	1975	1983	1993	2005	2019
	1976	1984	1994	2006	2020
	1977	1985	1995	2007	2021
		1986	1996	2008	2022
			1997	2009	2023
				2010	2024
					2025

Wilfried Kruse
Arbeit, Wissen, Würde, Lebenszusammenhänge

Dr. Wilfried Kruse, geboren 1947, ist Arbeitssoziologie und Berater, nach dem Studium an der TU Hannover war er von 1972 bis 2012 wissenschaftlicher Mitarbeiter und zeitweilig Geschäftsführender Direktor der Sozialforschungsstelle Dortmund. Seit vielen Jahren unterstützt er u.a. die Öffnung der Berufsausbildung für junge Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte und berät Kommunen. Lokale Lebenszusammenhänge stehen dabei stets im Zentrum.

Wilfried Kruse

Arbeit, Wissen, Würde, Lebenszusammenhänge

Mehr als 50 Jahre Annäherungen an die Arbeitenden

VSA: Verlag Hamburg

Inhalt

Vorwort von Morten Paul

Von der Schwierigkeit, nichts zu tun	7
--	---

1. Frühe Zusammenhänge

Die langen Schatten der Nazi-Zeit und frühe prägende Begegnungen (2017)	15
Eine besondere hannoversche Geschichte von Nähe und Distanz: Gewerkschafter, Studenten und eine »Fakultät der gefährlichen Möglichkeiten« (2018)	28
Ein Motiv festigt sich: Bessere Verhältnisse (2017)	43

2. Arbeitsprozess-Wissen, Lebenszusammenhänge, Berufsbildung

Von der Notwendigkeit des Arbeitsprozess-Wissens (1986)	61
Berufsausbildung und Lebenszusammenhang: Von der arbeitsbezogenen Jugendforschung bisher wenig beachtet. Ein Exposé (1986)	68
»Eine Frau, die Maschinenbau studiert, ist kein Wesen vom Mars ...« Berufspädagogische Grenzgänge (2024)	78
Wechselfälle der Arbeit – Beruflichkeit als Risiko? (2012)	92
»Unser duales Ausbildungssystem hat ein großes pädagogisches Problem« – Ein Interview (2023)	104

3. Arbeit, Gestaltung, Würde

Arbeitswelt: Dem Wandel neugierig auf der Spur. Die junge, neue Sozialforschungsstelle Dortmund von 1972 bis Ende der 1980er-Jahre (2022)	111
Arbeitserfahrungen und subjektive Ansprüche an Arbeit (1986)	137
Woher kommen die neuen Produktionskonzepte? Einige Anmerkungen zur »vergessenen« Produzentenrolle der Arbeitenden (1988)	145
Betriebsalltag von Industriearbeitern: Zwischen Beteiligung und drohenden Arbeitsplatzverlust (2020)	160
Langer Abschied vom Malocher (1994)	179
Arbeitsqualität als »umkämpftes Terrain« Bemerkungen zur Ambivalenz von Beteiligung heute (2008/2023)	183
Vertretungsmacht und Vereinsamung (2021)	190

4. Arbeit und Bildung in Europa

Das Handwerk des Grenzenüberschreitens	
Erinnerungen an einen Freund und Kollegen (1993)	217
Meine spanischen Jahre (2019)	223
Das Land der Griechen... (2020)	250
Eine europäische Kultur abhängigen Arbeitens? Beobachtungen und Fragen, auch zur möglichen Rolle der Gewerkschaften) (2007)	278

5. Vor Ort, wo die Menschen leben

Arbeit und Leben in Oberhausen (1987)	289
Leidenschaft für ein Dortmund würdevollen Arbeitslebens	
Rückblick auf eine Zeit des Umbruchs (2020)	302
Lokale Berufsbildungspolitik? (2013)	319
In Hoyerswerda zu entdecken: den »Fit für's Leben«-Sektor (2005/2011)	332
Hoyerswerda: Eine bildungsaktive Stadt in der sächsischen Lausitz (2025)	339

6. Einwanderungsgesellschaft mitgestalten

Verspätete Aufmerksamkeit, Teilhabe als Fokus	347
Unverzichtbarkeit von demokratischen Migrant*innen-Organisationen	
Verbünde als neuer Typus	359
Was man bei einer Ausstellung zu Migration falsch machen kann (2015)	371
»Berlin braucht Dich«: Rückblick auf ein integrationspolitisches Leitvorhaben (2021)	376
Migrant*innen-Organisationen in der Corona-Krise. Ein Exposé (2023)	381

7. Annäherungen

Erfahrungen aus gewerkschaftlicher Bildungsarbeit mit Industriearbeitern (1983)	391
Beraten (2013)	403
Zur Zukunft der Arbeit. Ein Rückblick	410
Zum Autor	424

Vorwort

Von der Schwierigkeit, nichts zu tun

Von Morten Paul¹

¹ Dr. Morten Paul ist Kulturwissenschaftler und mein Sohn. Diesen Beitrag hat er 2017 anlässlich einer von der Freudenberg Stiftung ausgerichteten Veranstaltung zu meinem 70. Geburtstag gehalten, siehe auch: Freudenberg Stiftung (Hrsg.) (2017): Bildung, Arbeit, Lebenszusammenhänge. Tagung zum 70. Geburtstag von Dr. Wilfried Kruse, Weinheim.

Bei der Feier zu Wilfrieds 70. Geburtstag in Dortmund erzählte sein ehemaliger Kommilitone und späterer Kollege an der Sozialforschungsstelle Dortmund, Rainer Lichte, wie er vor Adorno, dem Theoretiker des schlechten Ganzen, in Wirklichkeit aber vor den schlechten Studienbedingungen von Frankfurt am Main nach Hannover geflohen war. Bei dem Industriesoziologen Willi Pöhler hätten er und Wilfried dort vor allem eins gelernt: sich die Arbeit genau anzuschauen. In den scheinbar einfachsten Verrichtungen zeigte sich dabei ein Können, das der Theoretiker – von *theoros*, dem Abgesandten zur Götterschau, also jemand, der gewohnt ist, die Dinge aus großer Distanz zu betrachten – leicht übersieht. Die Theoretisierung dieses Könnens, wie sie sich im Konzept des Arbeitsprozess-Wissens niederschlägt, hat Wilfried zum Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit gemacht. Die Aufmerksamkeit für dieses Können ist auch sein politischer Einsatz, etwa in Fragen der Ausbildung und der gewerkschaftlichen Mitbestimmung.

Der mittelhochdeutsche Bedeutungskern des Wortes Arbeit ist Mühsal und Plage, wenn auch dort noch im Rahmen eines christlichen Ordo-Verständnisses verortet und damit von der Vorstellung des Sündenfalls geprägt. Was Arbeit darüber hinaus noch sein könnte, dazu hatte Adorno wohl tatsächlich weniger zu sagen. Im Kontext einer Tagung, die aus sozialwissenschaftlicher, aber auch gewerkschaftlicher und politischer, also praktischer Perspektive über die Zukunft der Arbeit (und nicht etwa über deren mögliches Ende) nachdenkt, und d. h. eben auch versucht, eine Gestaltungsperspektive auf diese Zukunft zu erlangen, mag es sich dennoch lohnen, an die grundsätzliche Kritik einer solchen Verknüpfung von Zukunft und Arbeit zu erinnern, wie sie Adorno und andere von Marx her formuliert haben, auch wenn sie es häufig gegen den Marxismus tun mussten.

In dem Aphorismus »Sur l'eau« wird eine solche Kritik in wenigen Sätzen skizziert. Zu Beginn des kurzen Textes aus den *Minima Moralia* spricht Adorno davon, dass die Frage nach dem Ziel einer emanzipierten Gesellschaft so illegitim wie unvermeidlich ist. Illegitim ist die Frage, so lässt sich vielleicht schlicht sagen, weil schon die Frage nach einem Ziel sie auf den Rahmen des Bestehenden festlegt, aus dem heraus nur ein solches Ziel zu formulieren ist. Das Bestehende aber ist die kapitalistische Produktionsweise. Adorno beschreibt sie hier als »Modell der Produktion als Selbstzweck«. Weil in ihr nicht die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, sondern die Produktion Ziel der Produktion ist, arbeiten die Menschen in ihr entfremdet – eine Kritik, die nicht damit zu verwechseln ist, die Notwendigkeit gesellschaftlicher Arbeitsteilung und heteronomer, also fremdbestimmter Arbeit zu bestreiten. Arbeit als Lohnarbeit vermittelt noch in ihrer Abwesenheit etwa als Arbeitslosigkeit oder in ihrer gesellschaftlich verschleierten und deshalb zumeist besonders brutal ausgebeuteten Form als Hausarbeit die sozialen Beziehungen der Menschen untereinander. Als »blinde Wut des Machens« prägt sie Individuen bis ins Innerste.

Ersetzt man die Attribute, mit denen Adorno diese Individuen beschreibt, durch moderne Entsprechungen – statt »ungehemmt« risikobereit, statt »kraft-

strotzend« innovativ und statt »schöpferisch« kreativ –, hat man nicht mehr das »sozialdemokratische«, wie noch Adorno, wohl aber das neoliberale Persönlichkeitsideal gut getroffen. Max Horkheimer hat dieses Problem eines Bezugs auf das Gegebene zur Verbesserung eben desselben in seiner 1937 im Pariser Exil entstandenen Programmschrift über »traditionelle und Kritische Theorie« folgendermaßen formuliert: »Die Kategorien des Besseren, Nützlichen, Zweckmäßigen, Produktiven, Wertvollen, wie sie in dieser Ordnung gelehrt, sind vielmehr selbst verdächtig.«

Was aber tun, wenn die Frage danach, was zu tun sei, bereits den Rahmen missetzt, in dem sie beantwortet werden kann? Die Lösung der kritischen Theoretiker ist die Negation. Ist sie in der Praxis (als Revolution) verstellt, und davon gehen Adorno und Horkheimer spätestens seit dem Nationalsozialismus aus, bleibt ihr als Ort nur noch die Theorie. Damit landen aber beide Bezüge auf die Arbeit und ihre Zukunft in einer Sackgasse: Jener, der versucht, das Bestehende zu verbessern, sieht sich dem Vorwurf ausgesetzt, damit die Verhältnisse letztlich zu affirmieren. Angesichts des Leids, dass der Zwang zur Arbeit, der im Kapitalismus für die allermeisten herrscht, weiterhin anrichtet, der Zurichtungen und Brutalisierungen, die die Subjekte darin erfahren, ist ein Verharren in der Negation andererseits aber zynisch. Immerhin charakterisiert Adorno die Frage nach dem Ziel des Fortschritts als illegitim, aber eben auch als unvermeidlich und weist sie daraufhin allein aufgrund der ihr notwendigen Form der Antwort zurück. Adorno und Horkheimer haben ihre Veröffentlichungen, ihre Lehrtätigkeit und ihre Institutspolitik dann auch durchaus als Versuche gesehen, praktische Schlüsse aus dieser Analyse zu ziehen. Sie haben sie als pädagogische Intervention verstanden und die damit verbundenen Widersprüche in Kauf genommen.

Wilfrieds Interesse an Ausbildung und Weiterbildung verstehe ich ebenfalls als Konsequenz aus dem dargestellten Problem. Seine Arbeit kann vielleicht insgesamt als wissenschaftliche Analyse und politische Gestaltung eines Prozesses charakterisiert werden, an dem sich im Kapitalismus die Herstellung (und Wiederherstellung) einer für ihn unersetzbaren Ware vollzieht, die Herstellung der Ware Arbeitskraft. Dabei zeichnet beides, die Analyse und der Eingriff, so scheint mir, wie eingangs angedeutet eine besondere Aufmerksamkeit für die subjektive Dimension dieses Prozesses, also das Erleben, Handeln sowie Erleben des eigenen Handelns in ihm, aus. Diese Perspektive erlaubt deshalb auch einen differenzierten (nahen) Blick auf die Reproduktion des Kapitalismus und deren Transformationen. »Der gesellschaftliche Fortschritt im Kapitalismus ist zwieschlächtig«, stellte Wilfried bereits in seiner Dissertation »Die Qualifikation der Arbeiterjugend« von 1976 angesichts der Veränderungen der Arbeits- und Ausbildungssituation in der Bundesrepublik Deutschland der Sechziger- und Siebzigerjahre fest.

Angesichts dieser Herausforderung hat auch die Philosophie in den letzten Jahrzehnten eine Reihe von Konzepten entwickelt, die einer Diskussion

um die Zukunft der Arbeit vielleicht als Anregung dienen können, wenn auch konsequenterweise von der Seitenlinie: Sie heißen *désœuvrement* (Maurice Blanchot), Passivität (Emanuel Lévinas) oder Potenzialität (Giorgio Agamben). Diese Begriffsbildungen reagieren auf die »selbstverständliche Hochschätzung des aktiven, handelnden und herstellenden Menschen«, die beständig wachsenden »Appelle und Ansprüche an das eigenverantwortliche Tätigsein«, wie die Philosophin Kathrin Busch zusammenfassend schreibt. Naheliegenderweise ist ein Ausgangspunkt dieser Diskussionen, das sei hier nur angemerkt, auch der Streik als eine Form der Arbeitsniederlegung oder Arbeitsverweigerung. Allerdings wird er angesichts der Krise der fordistischen Arbeitsorganisation seines engeren Kontextes enthoben. Ins Zentrum rücken historisch scheinbar überholte Formen wie der politische (General-)Streik und der wilde Streik, aber auch Neuformulierungen wie Metropolen Streik, Women Strike, Care Streik, etc. Eine wichtige Referenz stellt dabei die Kampagne »Lohn für Hausarbeit« feministischer Marxistinnen in Italien Anfang der 1970er-Jahre dar. Sie hob mit ihrer scheinbar paradoxen Forderung die Abhängigkeit der bezahlten Produktionsarbeit von der unbezahlten Reproduktionsarbeit heraus und politisierte so ihre vergeschlechtlichte Trennung von links.

Als Inaktivitäten markieren diese Begriffe alle in der ein oder anderen Weise den Nullpunkt von Aktivität. Von einem solchen Nullpunkt aus lässt sich, so jedenfalls die Hoffnung, deshalb auch Aktivität selbst neu bestimmen. In Adornos Aphorismus findet sich eine Wendung, die diesem Gedanken verwandt ist, wenn er hier auch menscheitsgeschichtlich gefasst wird: »Vielleicht wird die wahre Gesellschaft der Entfaltung überdrüssig« heißt es dort, »und lässt aus Freiheit Möglichkeiten ungenützt, anstatt unter irrem Zwang auf fremde Sterne einzustürmen. Einer Menschheit, welche Not nicht mehr kennt, dämmert gar etwas von dem Wahnhaften, Vergeblichen all der Veranstaltungen, welche bis dahin getroffen wurden, um der Not zu entgehen, und welche die Not mit dem Reichtum erweitert reproduzierten.«

Eine Portallfigur der neueren Diskussionen um Passivität ist Bartleby, der Schreiber, aus Hermann Melvilles gleichnamiger Erzählung von 1853. Er beantwortet jede Aufforderung zu handeln mit dem Satz »I would prefer not to«. Erst durch diese Verweigerung, die nicht wieder in eine andere Aktivität, und sei es eine Gegenaktivität mündet, wird Potenzialität als ein Vermögen, welches sich nicht in dieser oder jener Aktualisierung erschöpft, sichtbar. Was es politisch heißt, »Ich möchte lieber nicht« zu sagen, gewissermaßen als Nicht-Handlungs-Anleitung, ist dabei nicht leicht auszubuchstabieren. Und es sei wenigstens erwähnt, dass Bartleby schließlich verhaftet wird und im Gefängnis zu Tode kommt.

Die Literatur als ein »Zaungast des Fortschritts«, wie Adorno sie in seinem Aphorismus charakterisiert, ist aber anscheinend ein geeignetes Mittel, um das Problem von Aktivität und Inaktivität zumindest in den Blick zu bekommen. In »Sur l'eau« lässt sich nämlich die Verwendung literarischer Mittel durch Adorno

selbst beobachten. Auf sie möchte ich abschließend kurz zu sprechen kommen, auch deshalb, weil Literatur, und zwar als Gegenstand des Nachdenkens wie als literarische Schreibweise, in den wissenschaftlichen Texten Wilfrieds selbst immer wieder auftaucht und so sein lebenslanges Interesse an ihr und ihren spezifischen Möglichkeiten der Welterschließung bezeugt.

Der Romanist Hans Ulrich Gumbrecht hat die hier gemeinte Passage in Adornos Text als einen »Tagtraum« bezeichnet. Die Frage, die Adorno zu Beginn des Aphorismus in einem, wie Gumbrecht schreibt, »sanftem Paradox« als »illegitim« und doch »unvermeidlich« geschildert hatte, die Frage nach dem Ziel der emanzipierten Gesellschaft, erhält zum Ende des Aphorismus im Modus der Literatur eine Antwort. Adorno, der Theoretiker, musste eine Antwort verweigern, weil in sie immer schon, wie er schreibt, der »Fetischismus der Warenform« eingesickert ist. Was aber, wenn die Frage zu beantworten wäre, indem man sie ihrer Beantwortung entzieht? »Rien faire comme une bête«, nichts tuend wie ein Tier imaginiert Adorno also, »auf dem Wasser liegen und friedlich in den Himmel schauen, sein, sonst nichts, ohne alle weitere Bestimmung und Erfüllung [...]«. Sich so im Wasser zu halten, ohne unterzugehen, wie es Adorno hier vorschwebt, das hat Gumbrecht bemerkt, ist allerdings selbst reichlich voraussetzungsreich. Es bedarf einiger Körperspannung oder aber eines Hilfsmittels, beispielsweise einer Luftmatratze, »auf der man dann doch wieder Balance zu finden und zu bewahren hat. Ganz einfach ist anscheinend nicht einmal das einfache Glück zu haben.« Nach welchem Wasser und welchem Himmel Adorno sich *sur l'eau*, auf See, sehnte, während er auf den pazifischen Ozean schaute – der Aphorismus entstand Anfang der 1940er-Jahre im kalifornischen Exil – verrät dessen Titel. Ihn entlehnt Adorno einem Reisetagebuch des französischen Schriftstellers Guy de Maupassant.

Der erfolgreiche Autor unternahm im Frühjahr des Jahres 1887 eine neuntägige Kreuzfahrt entlang der Côte d'Azur. Auch auf der *Bel-Ami*, dem kleinen Segelschiff, das er wenige Jahre zuvor erworben hatte, arbeitete eine Besatzung von zwei Seeleuten. Das Liegen oder Segeln auf dem Meer ist also selbst mit der technischen Entwicklung wie mit konkreten Arbeitsverhältnissen aufs Engste verstrickt. Es muss – etwas ungenau ausgedrückt – immer erst hergestellt werden: einerseits als *Otium*, als Müßiggang, für den der Einzelne von den Zwängen des Geschäfts, des *Negotiums*, zu denen nicht zuletzt das Geschäft der Selbsterhaltung zählt, zumindest zeitweilig enthoben sein sollte; andererseits als Luftmatratze oder Segelboot samt Mannschaft, die man sich ebenfalls erst einmal leisten können muss. Beides setzt dabei im konkreten Beispiel einen vergleichsweise hohen Grad an gesellschaftlicher Organisation voraus.

Maupassants Reisetagebuch erschien bereits 1888, ein Jahr nach der Kreuzfahrt, und verwandelt das Nichtstun in ein Buch, das im Buchhandel käuflich zu erwerben war. Und auch erzählerisch muss der unbeschwerte Urlaub auf See erst einmal hergestellt werden. Michael Rutschky, ein Adorno-Schüler,

stellt über dessen »Sommertraum« fest: »[E]r zitiert ein sommerliches Mittelmeertagebuch des französischen Erzählers Guy de Maupassant und verknüpft ihn mit Hegel und der Dialektik, die den historisch-gesellschaftlichen Prozess durch seine Widersprüche hindurch unablässig in Bewegung halte – ein ziemliches Stück Arbeit, Adornos Arbeit, meine ich.« Nichts tun, wie ein Tier, das ist Adorno offensichtlich nicht möglich, ohne Hegels Wissenschaft der Logik anzuführen: Auch ein Tagtraum, dass haben alle mehr oder weniger schmerzhaft erfahren müssen, die es mal ausprobiert haben, hat seine Möglichkeitsbedingungen und Bedarf seiner eigenen Techniken. Er setzt eine eigene Art des Geschicks voraus, das beizeiten allerdings gerade darin bestehen könnte, auf das Geschick zu verzichten.

Es ist deshalb kein Zufall, dass Adorno die Texte Maupassants und Carl Sternheims zur Lektüre empfiehlt, um der »Intention« eines Seins ohne Sollen Ausdruck zu verleihen, »so schüchtern, wie es deren Zerbrechlichkeit einzig verstatet ist.« Bevor das Lesen von Literatur als Mittel der Bildung geadelt wurde, galt es selbst lange als *solitary vice*. Es verführte die Jugend und entzog sie so dem Zugriff der Gesellschaft. Die Pädagogen des 18. Jahrhunderts verzweifelte daran, die grassierende Lesesucht zu bekämpfen. Auch das Lesen kann eine Art des Tagträumens sein. Adorno zum Verhängnis wird schließlich, so scheint mir, sein schlechtes Gewissen. »Keiner unter den abstrakten Begriffen kommt der erfüllten Utopie näher als der vom ewigen Frieden«, heißt es kurz vor Schluss des Textes. Beim ewigen Frieden aber handelt es sich um ein Konzept des Königsberger Philosophen Immanuel Kant, dem man mangelnde Arbeitsamkeit sowohl in Theorie als auch in Lebensführung nicht vorwerfen möchte.

1. Frühe Zusammenhänge

Die langen Schatten der Nazi-Zeit und frühe prägende Begegnungen (2017)¹

In meinem Leben kommen Arbeiter zuerst in Studien und Romanen vor, bevor ich ihnen wirklich begegne. Vorher werde ich auch erst selbst Arbeiter, nämlich für einige Monate Lagerarbeiter bei Karstadt in Hannover, bis ich mir einen der schweren Liefercontainer, mit denen wir die Waren in die Etagen schaffen mussten, aufs Bein kippe und mit einem Arbeitsunfall ausscheide. Das war nach meinem Abitur 1966. Den Facharbeiterhintergrund meiner Familie hatte ich bis dahin eher beiläufig zur Kenntnis genommen: mein Vater als Mechaniker später in der Hausverwaltung der Technischen Hochschule aufgestiegen bis zu einem der Leiter, sein Bruder Metallfacharbeiter, mein Großvater mütterlicherseits Buchbinder, mit einem schweren Asthma in Rente gegangen, eine Krankheit, die durchaus ursächlich mit seinem Beruf hätte zusammenhängen können, was ich nicht weiß.

Auf der Suche ...

Was war es, was mich gleich nach Aufnahme meines Studiums 1967 an der Technischen Hochschule Hannover so aufgeschlossen gemacht hat für Fragen der Arbeiterschaft und der Arbeiterbewegung? War es der Umstand, dass ich mit meinem Interesse für Politikwissenschaften und Deutsche Literatur auf eine Gruppe von Lehrenden und eine Studiensituation stieß, die in verschiedener Hinsicht ganz außergewöhnlich waren? Ja, und darüber wird noch zu sprechen sein, aber das war es nicht allein.

Es gab bei mir eine Bereitschaft, mich von dieser Gruppe von Lehrenden – und auch von jenen, mit denen ich studierte und begann, mich zu engagieren –, in eine bestimmte Wahrnehmung von Wirklichkeit und ihrer Geschichte mitnehmen zu lassen. Woher kam diese Bereitschaft? Zum einen war sie – wenn man so will – literarisch vorbereitet. Mit meinem Übergang von der Realschule 1964 in die Oberstufe eines Gymnasiums – von meiner Mutter auf Rat der dortigen Lehrer*innen gegen den Willen meines Vaters durchgedrückt – wurden einige Mitschüler und ich in der Herausgabe der Schülerzeitung *scrips* zu Freunden mit einem leicht »existentialistisch« eingefärbten Habitus. In den Ausgaben, die wir gemeinsam machten, finden sich von mir vor allem Theaterbesprechungen, z.B. von Werfels Stück »Jacobowski und der Oberst«² und von »Frühlings Erwachen«, die beide im Ballhof aufgeführt wurden.

Das »Literarische Kolloquium«, in das Hans Mayer, nachdem er 1965 an die Technische Hochschule auf einen neuen Lehrstuhl für Deutsche Literatur beru-

¹ Geschrieben Juli 2017, durchgesehen Januar 2022.

² Jacobowsky und der Oberst. Komödie einer Tragödie in drei Akten ist ein Bühnenstück von Franz Werfel, das zwischen 1941 und 1942 entstand. Es wurde am 13. März 1944 in New York City und in deutscher Sprache am 17. Oktober 1944 in Basel uraufgeführt.

fen war, in regelmäßigen Abständen wichtige Gegenwartsautor*innen einlud, versäumte ich selten; Besprechungen von Mayer waren mir schon vorher aus der *Zeit* und aus dem Radio bekannt gewesen. Uwe Johnson habe ich dort gehört und viele andere. Heute – aus der Rückschau – bin ich sicher, dass mich die Art und Weise, wie Mayer Literatur auf ihren literarisch gestaltenden Beitrag zur Aufklärung über das Leiden unter gesellschaftlichen Verhältnissen hin betrachtete, stark beeinflusst hat, verbunden mit dem, was ich über seine eigene Biografie damals wusste. Einer, der für die anderen Deutschen stand, auch in seiner Entscheidung, sich in der DDR, in die er nach 1945 bewusst und überzeugt gegangen war, nicht für undemokratische, unwahrhaftige Verhältnisse vereinnahmen zu lassen³.

Da aber war ich schon auf der Suche nach der Gegenerzählung zu dem, was ich mit großem Erschrecken wenige Jahre vorher entdeckt hatte: den Holocaust, den Nationalsozialismus und den langen Schatten, den er in die Nachkriegsgeschichte Deutschlands und der Welt insgesamt warf.

Im Küchenradio: Der Auschwitz-Prozess

Es war im Radio: Der Norddeutsche Rundfunk begann am 27. Dezember 1963 im Rahmen der Sendereihe »Gedanken zur Zeit« Berichte von Axel Eggebrecht über den gerade begonnenen Auschwitz-Prozess auszustrahlen. Von diesen Sendungen sind Tondokumente zugänglich,⁴ und im Nachhören nach so vielen Jahren wird mir deutlich, dass es auch die Art und Weise Eggebrechts war, nämlich sein Insistieren auf den Regeln eines seriösen Journalismus, die, was er zu berichten hatte, noch unfassbarer machte: die Wiedergabe der Einlassungen der Angeklagten, die »nur ihre Pflicht getan« hatten, und Zeugen, denen nach fast 20 Jahren noch vor erinnertem Entsetzen und Trauer nahezu die Stimme vergeht.

Ich, 16-jährig, sitze vor dem Radio in unserer Küche, und beginne zu verstehen, dass die Menschen meiner nächsten Umgebung Mitwisser und vielleicht sogar Mitmacher gewesen sein mussten; dass also der lange Schatten der Nazi-Zeit weit in mein Leben hineinreicht. »Die Ermittlung« von Peter Weiss – am 19. Oktober 1965 uraufgeführt und dann auch als Radiofassung –, verstärkt durch die szenische Konzentration bei mir noch weiter das Erschrecken über unfassbare Erniedrigungen, Todesquälereien und Massenmordroutinen, in Szene gesetzt durch völkische Ideologie, Diktatur und rigorose Verfolgung aller jener, die dagegen opponieren. Als Gegenbilder entstehen allmählich Würde, Respekt, Selbstbestimmung, Demokratisierung, Genossenschaft.

³ 1963 kehrte Mayer nach einem Verlagsbesuch in Tübingen nicht in die DDR zurück. Zwischen 1964 und 1967 moderierte er zusammen mit dem Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki die Rundfunk- und teilweise auch Fernsehsendung *Das literarische Kaffeehaus*. 1965 wurde er auf den neu eingerichteten Lehrstuhl für Deutsche Literatur an der Technischen Hochschule Hannover berufen.

⁴ DRA Deutsches Rundfunkarchiv (2011): Aufklärung statt Bewältigung. Tondokumente zur Berichterstattung von Axel Eggebrecht über den ersten Auschwitz-Prozess.

Studieren in Hannover 1968

Bei meinem Studienbeginn im Sommersemester 1967 treffe ich in jenem Teil der alten Fakultät für Natur- und Geisteswissenschaften, die dann wenig später die neue Fakultät V werden soll, auf eine ganz außergewöhnliche Situation, nämlich einer sehr überschaubaren Zahl von Studierenden, während Peter von Oertzen als Inhaber des Lehrstuhls für Politische Wissenschaften einen Kreis von Wissenschaftlern um sich versammelt hatte, die – Sozialdemokraten dem Parteibuch nach alle – aus einem sozialistisch-basisdemokratischen Spektrum stammten⁵. Dies und die nach der Ermordung Benno Ohnesorgs am 2. Juni 1967 auch in Hannover rasch sich entwickelnde Studentenbewegung mit dem sich neu gründenden SDS an der Spitze bewirkten, dass die Vorlesungen und Seminare zu lebendigen Arbeitsformen wurden, an denen auch schon ich als junger Student neben allen anderen teilhaben konnte.

Die unterschiedlichen Gegenstände und Themen, Zugänge und Denkweisen der Lehrenden – hin und wieder durchaus kontrovers und einander fremd, insbesondere auch durch Peter Brückner, der einem politisch autonomen Bewegungskonzept jenseits der SPD nahestand – kombinierten sich für uns in der Weise, einen neuen demokratischen Aufbruch denken zu können.

Während Peter von Oertzen politikwissenschaftlich faszinierend über die großen Systemwechsel wie die Deutsche Revolution von 1918 referierte und Peter Brückner uns sozialpsychologisch zu erklären half, wie es zu Massenloyalitäten auch unter schlechten Verhältnissen kommt⁶, waren es vor allem Michael Vester und Erich Gerlach, die in historischem Rückblick die Arbeiterbewegung als Subjekt von Geschichte einführten. Vester rekonstruierte für England die Entstehung des Proletariats als Lernprozess⁷ und Erich Gerlach machte – neben seiner verdienstvollen Publikation der Werke Karl Korsch – vor allem auf die basisdemokratische Kollektivierung von Wirtschaft und Landwirtschaft im katalanischen »kurzen Sommer der Anarchie«⁸ und also auf andere als staatssozialistische Formen des Gemeineigentums an Produktionsmitteln aufmerksam. Dies

⁵ Zu diesen Erfahrungen in den 68er-Jahren in Hannover ausführlich: Wilfried Kruse/Rainer Lichte (2018): Eine besondere hannoversche Geschichte von Nähe und Distanz: Gewerkschaften, Studenten und eine »Fakultät der gefährlichen Möglichkeiten«, in: Gerd Weiberg/Wolf-Dieter Mechler (Hrsg.): Ansichten der Revolte. Hannover 1967–1969, Hannover, S. 351–364.

⁶ Peter Brückner (1966): Freiheit, Gleichheit, Sicherheit. Von den Widersprüchen des Wohlstands, Frankfurt am Main.

⁷ Michael Vester (1970): Die Entstehung des Proletariats als Lernprozess, Frankfurt am Main.

⁸ Erich Gerlach/Augustin Souchy (1974) Soziale Revolution in Spanien. Kollektivierung der Industrie und Landwirtschaft in Spanien 1936–1938, Berlin. »Ein kurzer Sommer der Anarchie« ist der Titel des Buchs von Hans-Magnus Enzensberger über Durruti, das 1972 in Frankfurt am Main erscheint. Im Übrigen legte die Beschäftigung mit dem spanischen Bürgerkrieg den Grund für ein anhaltendes Interesse an Spanien, das ich aber erst besuchen wollte, wenn Franco weg sei. Als dies endlich 1975 geschieht, beginnt meine persönliche Spaniengeschichte. Vgl. hierzu: Meine spanischen Jahre. Für Oriol Homs zum 70. Geburtstag; www.dr-wilfried-kruse.de.

war ein Anstoß, der dann auch noch verstärkt durch die Aufsätze von Konrad Frielinghaus zur Belegschafts Kooperation und anderen rätesozialistischen Ansätzen für mich und meine Arbeit sehr wichtig wurden.⁹

»Portalfiguren«

Wolfgang Hindrichs¹⁰ und Willi Pöhler¹¹, letzterer am Lehrstuhl für Soziologie beschäftigt, sind dagegen stärker auf die politische Arbeit »hier und heute« und auf die Betriebsräte, Vertrauensleute und die Gewerkschaften orientiert, die sich seit Kurzem selbst in einem vorsichtigen Erneuerungsprozess befanden, was sich insbesondere auch im Feld der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit niederschlug.

Von ihrer Herkunft, ihrer Ausbildung und ihren Umgangsweisen konnten diese beiden unterschiedlicher nicht sein. Hindrichs – mit einer alphilologisch historisch-politischen Arbeit bei Walter Jens promoviert und seit Jahren schon an linkssozialistischen Aktivitäten innerhalb der SPD beteiligt – war ein korrekter und bei flüchtigem Kontakt eher distanzierter »Lehrertyp«, Pöhler, Tischler und Metallarbeiter mit Abitur auf dem 2. Bildungsweg, ein betriebspolitisch erfahrener, sich stets konfliktreich einmischender Macher; sie sollten, jeder auf seine Weise, erheblichen Einfluss auf meine weitere Entwicklung gewinnen. Beide gehörten zu einem engeren Kreis, zu dem auch noch Reinhard Hoffmann, Olaf Sund, Adolf Brock und in gewisser Weise auch Oskar Negt¹² zählten, der – von Albert Schengber aus der Bildungsabteilung zusammengehalten – schon seit etwa 1964 an einer politischen und methodisch didaktischen Neuausrichtung der Bildungsarbeit der IG Metall arbeitete, die explizit auf die Stärkung der gewerkschaftlichen

⁹ Selbstbestimmte Belegschafts Kooperation gegen kapitalistische Hierarchie und Bürokratie Mitbestimmung und Selbstbestimmung 1114/16 November 1969–April 1970 Heidelberger Blätter.

¹⁰ Geboren 1933 in Duisburg, gestorben 2012 in Bremen, war Erziehungs- und Sozialwissenschaftler. Nach Studium und Promotion bei Walter Jens in Tübingen, wird er Mitte der 1960er Jahre wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für die Wissenschaft von der Politik an der damaligen Technischen Hochschule Hannover. Er gehörte zum Gründungsteam der 1972 in Dortmund als Landesinstitut wiedergegründeten Sozialforschungsstelle Dortmund, 1979 wurde Hindrichs an die Universität Bremen zum Professor am Lehrstuhl für Weiterbildung berufen und hat den Studiengang Weiterbildung aufgebaut. Diese Stelle war verbunden in den Jahren von 1986 bis 1992 mit der Leitung der Akademie für Arbeit und Politik.

¹¹ Willi Pöhler, 1934 in Bückeburg geboren, war in den Jahren von 1972 bis 1976 sowie 1980 bis 1985 Professor für Industriesoziologie am Fachbereich Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Universität Dortmund und von 1972 bis 1976 zudem Direktor der Sozialforschungsstelle Dortmund, außerdem von 1974 bis 1976 Direktor des Instituts zur Erforschung sozialer Chancen in Köln; von 1975 bis 1980 unter dem Bundesminister für Forschung und Technologie Hans Matthöfer Leiter des Projektträgers Humanisierung des Arbeitslebens in Bonn. Seit 1985 bis 1992 Professur für Arbeitsorganisation und Arbeitsgestaltung an der Ruhr-Universität Bochum, wurde er 1992 vom Aufsichtsrat der Krupp-Hoesch Stahl AG als Arbeitsdirektor und Vorstandsmitglied ernannt. Seit 1997 ist Willi Pöhler im Ruhestand.

¹² Dessen Buch »Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen« (1971) ist in diesem Kontext entstanden und nach seiner eigenen Aussage eher ein »gemeinschaftliches Produkt«. Es lag 1966 als Entwurf vor.

Vertrauensleute im Betrieb zielte und später unter der Überschrift »Bildungsobleute-Ansatz« bekannt wurde.¹³

Zu diesem Kreis, dem später wichtige Personen der neuen Generation betrieblicher Gewerkschafter zuwuchsen, die durch die Bildungsobleute-Lehrgänge hindurchgegangen waren, erhielt ich zunehmend Kontakt, allerdings nur allmählich und – wenn man so will – unter Obhut meiner beiden hannoverschen »Portalfiguren«. Sie brachten mich auch in erste Kontakte mit Arbeitern »aus Fleisch und Blut«, so während eines von Wolfgang Hindrichs begleiteten Arbeiter-Studenten-Seminars im Sommer 1969 (oder schon 1968) und durch die in einer empirischen Übung von Willi Pöhler übernommene Aufgabe, ein Interview mit Kurt Schrade, einem der Bildungsobleute und späteren eindrucks- und machtvollen Betriebsratsvorsitzenden von Hoesch, durchzuführen. Meine erste Reise nach Dortmund übrigens, in eine Stadt, die damals noch durch den Steinkohlebergbau und vor allem auch durch die Stahlindustrie bis ins Stadtbild hinein geprägt war.

Zusammen mit jungen Gewerkschafter*innen

Dazwischen – und später auch für eine gewisse Zeit parallel dazu – wurde ich Teamer in der Jugendschule der IG Metall in Usseln, in Kursen für Jugendfunktionäre.¹⁴ Wie genau ich hierzu gekommen war, weiß ich nicht mehr, vermutlich aber durch eine hannoversche Verbindung, denn seit 1969 war Jürgen Peters¹⁵ für diese Bildungseinrichtung verantwortlich, auch noch, als er dann 1971 Lehrerasistent an der IG-Metall-Schule in Lohr wurde. Bis zur Jugendkonferenz in Saarbrücken, die vom 15. bis 17. April 1971 stattfand,¹⁶ und nach der ich von der IG Metall aus der Jugendbildungsarbeit entfernt wurde, führte ich zusammen mit ihm oder mit anderen Teamern eine Vielzahl von 14-tägigen Kursen durch und lernte auf diese Weise eine Vielzahl von jungen Gewerkschafter*innen kennen, vor allem aus Großbetrieben aus der gesamten Bundesrepublik.

¹³ Sie bauten dabei auf Arbeitshefte auf, die bei *Arbeit und Leben* in Niedersachsen unter Schutz und Förderung durch Manfred Heckenauer entstanden waren, der in den 50er- und beginnenden 60er-Jahren ohnehin in der hannoverschen linksgewerkschaftlichen Szene eine zentrale Figur war.

¹⁴ Georg Benz, damals zuständiges Vorstandsmitglied für die Jugendarbeit, hatte eine Dreistufigkeit in der Ausbildung des betrieblichen Funktionärsnachwuchses eingeführt, danach war Jugendfunktionäre II ein 14-tägiger Aufbaulehrgang für junge Leute, die schon Erfahrungen in der betrieblichen Gewerkschaftsarbeit gesammelt hatten. Georg Benz war es auch, der mir nach der Saarbrücker Jugendkonferenz in einem Gespräch mitteilte, dass die IG Metall mich nicht mehr als Teamer einsetzen werde.

¹⁵ Jürgen Peters besuchte nach seiner Ausbildung bei der Hanomag in Hannover und Engagement als Jugendvertreter und in der örtlichen Gewerkschaftsarbeit 1968 bis 1969 die Akademie der Arbeit in Frankfurt und machte dann in der IG Metall seinen Weg; von 2003 bis 2007 war er deren Vorsitzender.

¹⁶ Eine Schilderung und Einordnung der Jugendkonferenz in die Entwicklungen dieser Jahre findet sich bei Knud Andresen 2016: Gebremste Radikalisierung. Die IG Metall und ihre Jugend 1968 bis in die 1980er-Jahre, Göttingen, auf den Seiten 197ff.

Die methodische Vorgehensweise, die teilweise in der Erarbeitung von Fällen aus den beteiligten Betrieben und ihrer gemeinsamen Diskussion bestand, verschaffte mir durchaus einen – wenn auch ausschnitthaften – Einblick in die Realitäten betrieblicher Berufsausbildung¹⁷ und der Situation von Jungarbeitern, ohne selbst schon intensiver einen Betrieb von innen gesehen zu haben.¹⁸ Auch dies gehörte zu den ersten wirklichen Begegnungen mit der Arbeiterschaft, hier: der jungen qualifizierten Arbeiterschaft, was starke Spuren in meinem Arbeitsleben hinterlassen sollte.

Eher am Rande der besonderen 68er-Welt

Studieren in Hannover in den Jahren 1968 bis 1971 war stark durch die Ereignisse geprägt, die durch die Ermordung Benno Ohnesorgs am 2. Juni 1967 eingeleitet und den Aufschwung des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds (SDS) auch in Hannover beeinflusst wurden, jedenfalls für mich und für viele andere aus dieser Studentengeneration. Die Anti-Springer-Demonstrationen Ostern 1968, die Demonstrationen gegen die Notstandsgesetze – am 11. Mai 1968 kamen 150.000 Menschen in den Bonner Hofgarten – und die Rote-Punkt-Aktion in Hannover im Juni 1969, aber auch Aktionen innerhalb der Hochschule waren in diesen Jahren spektakulär und tatsächlich teilte ich die Kritik an den Verkrustungen der Gesellschaft, ihren autoritären Strukturen, der mangelnden Aufarbeitung des Nationalsozialismus, dem Krieg in Vietnam und dem Stillhalten gegenüber den Diktaturen im Süden Europas, insbesondere in Spanien; ich bewegte mich also in diesem kritischen, anti-autoritären und aktivistischen Umfeld.¹⁹

Und ich wirkte auch in der Aktionsgruppe hannoverscher Lehrlinge (AHL) mit, die aus kleinen basisorientierten Gruppen in verschiedenen Betrieben bestand und sich der vom SDS angeführten hannoverschen Bewegung zugehörig fühlte; tatsächlich gehörte ich anfänglich nicht zum SDS, sondern zum SHB. In der AHL mitzumachen und teilweise auch ihre Einladungen und Manifeste mit zu verfassen, korrespondierte durchaus mit dem bei mir einsetzenden Interesse für die Arbeiterschaft und die Arbeiterbewegung – und mit der Kritik an der aus

¹⁷ Dies floss als wesentlicher Impuls in die Forschung an der Sozialforschungsstelle zu »Lebenspraxis und Lebensperspektive von gewerblich-technischen Auszubildenden« ein.

¹⁸ Zugleich fanden in die Jugendbildungsarbeit der IG Metall auch wichtige theoretisch konzeptionelle Bücher insbesondere zu betriebsdemokratischen Fragen Eingang, was dadurch erleichtert wurde, dass viele von ihnen unter dem Reihentitel »Theorie und Praxis der Gewerkschaften« in der damals IGM-nahen Europäischen Verlagsanstalt unter Verlagsleiter Lothar Pinkall erschienen waren, so z.B. schon 1967 das damals einflussreiche Buch von André Gorz »Zur Strategie der Arbeiterbewegung im Neokapitalismus« (u.a. übersetzt von Rainer Zoll, dem damaligen Pressesprecher der IG Metall) oder 1971 eine von Ernest Mandel zusammengestellte und eingeleitete Anthologie unter dem Titel »Arbeiterkontrolle. Arbeiterräte, Arbeiterselbstverwaltung«.

¹⁹ Am Wahlsonntag, den 28. September 1969 werde ich sogar mit Freunden zusammen verhaftet, weil man befürchtet, wir würden die Wahl stören, woran wir aber überhaupt nicht gedacht hatten. Das Ergebnis dieser Wahl war die Sozial-liberale Regierung unter Willy Brandt. Die Bedeutung dieses Einschnitts in der Nachkriegspolitik der Bundesrepublik ist mir erst viel später klarer geworden.

meiner, aus unserer Sicht – angepassten Politik der Gewerkschaftsführungen. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte der Westintegration des DGB und seiner Gewerkschaften setzte ein und wurde durch viel Lektüre aus der Zeit der Weimarer Republik, deren es in Schwarzdrucken immer mehr gab, verstärkt.

Aber dennoch: dies alles bleibt in meiner Erinnerung seltsam blass gegenüber dem Gewicht, dass die basisorientierte, auf konsequente Interessenvertretung und Demokratisierung ausgerichtete Arbeit in den Gewerkschaften²⁰ zunehmend gewann und zu einer Konstante für mich wurde.

Eine Entdeckung für mich: Selbstbewusst handelnde Arbeiter

Darin bestärkte mich dann meine Beteiligung – als Noch-Studierender – an einer ersten großen empirischen Studie, an der mitzuarbeiten mir Willi Pöhler gleich nach dem erzwungenen Ende meiner Teamer-Tätigkeit in der IG-Metall-Jugendbildung die Möglichkeit gab. Es handelte sich um ein von der DFG gefördertes Projekt zu »Offenen und verdeckten Konflikten im Betrieb«; der von der damaligen Industriegewerkschaft Chemie, Papier, Keramik 1971 ausgerufene »Aktive tariflose Zustand« bot sich als Teilstudie geradezu an, und zwar sowohl wegen der Besonderheit der Tarifaufeinandersetzung, die auf jenen Betrieben basierte, die sich ohne Urabstimmung als streikfähig erwiesen, als auch aufgrund der guten Kontakte zu Chemiegewerkschaftern, die bei Willi Pöhler und seinen betriebspolitischen Freunden bestanden. Zusammen mit Wolfram Wassermann übernahm ich die Fallstudie »Hessen« mit dem Schwerpunkt der Verwaltungsstelle Darmstadt, wo wir die wichtige Bekanntschaft mit Heinz-Günter Lang²¹ machten. Diese Studie, der ich im Grunde die Idee von der Bedeutung des Arbeitsprozess-Wissens²² verdanke, bildete zugleich die Brücke zur Sozialforschungsstelle Dortmund, die 1972 als Landesinstitut mit Willi Pöhler als erstem Direktor wiedergegründet wurde.

Welches Bild vom Arbeiter entwickelte sich bei mir? Und: Musste ich mich distanzieren von dem Milieu, aus dem ich kam, das von meinem Vater als im Öffentlichen Dienst aufgestiegenen Facharbeiter sehr stark geprägt war? Während meine

²⁰ Eine ähnlich dauerhafte Entscheidung habe ich auch gegenüber der SPD getroffen, deren Mitglied ich seit dieser Zeit bin. Engagiert habe ich mich in der Partei allerdings nie; von meinem Politikverständnis her waren lebendige, eng mit der Arbeiterschaft verbundene Gewerkschaften und war bürgerschaftliches Engagement immer grundlegend.

²¹ Heinz-Günter Lang war zu dieser Zeit geschäftsführender Sekretär der Verwaltungsstelle Darmstadt, wo er auch 1955 seine gewerkschaftliche Tätigkeit begonnen hatte. Anfang der 80er Jahre schied er aus der IG Chemie aus und wurde pädagogischer Mitarbeiter an der Jugendbildungsstätte Dietzenbach, bevor er ab 1983 hauptamtlicher Gewerkschaftssekretär und später Landesleiter in Baden-Württemberg der Gewerkschaft HBV wurde. Er starb 81-jährig im Dezember 2016.

²² Wilfried Kruse (1986): Von der Notwendigkeit des Arbeitsprozeß Wissens, in: J. Schweizer (Hrsg.): Bildung für eine menschliche Zukunft, München, S. 188–193, mit mittlerweile einer langen Wirkungsgeschichte.

Mutter schon früh die Schule verlassen und eine Verkäuferinnen-Lehre beginnen musste, um – so wie sie das sah – ihrer älteren Schwester ein Studium zu ermöglichen; meine Mutter, die im Leben stets zu kurz Gekommene.

Nochmal im Rückblick: Meine Eltern

Merkwürdig ist, dass ich mich nicht daran erinnern kann, mich jemals für meine Herkunft geschämt und sie verschwiegen zu haben. Wohl aber bin ich, obwohl ich in Hannover studiert habe, sehr rasch von zu Hause ausgezogen und habe niemals irgendeine finanzielle Unterstützung erwartet oder gar verlangt – und übrigens auch nie bekommen. Wenn ich mich nicht irre, dann gab es bei mir mit den Jahren zunehmend eher eine Art Bedauern über das beschwerliche und entbehrungsreiche Leben meiner Eltern, dessen entgangener Genuss im Alter nicht mehr aufzuholen war. Wenn man so will, standen sie für mich auch als Beispiel für ein Leben, das so nicht sein dürfte.

Die schwersten »Schicksalsschläge« – so, wie sie das nannten – waren der Familie durch den Krieg beigebracht worden, den die Nazis, zu deren Gefolgschaft mein Vater gehörte, gewollt und geführt hatten. In den letzten Kriegsjahren waren zwei meiner Geschwister, die ich nie kennenlernen konnte, in dem Dorf, in das meine Mutter mit den Kindern evakuiert worden war, gestorben, weil es an ärztlicher Versorgung mangelte.

Mit Hitler und seiner Politik war mein Vater danach fertig, länger hat er benötigt, um sich vom deutsch-nationalistischen Denken zu lösen und sich später sogar Willy Brandt anzunähern. Auch dies übrigens ist eine gänzlich andere Geschichte, als sie Didier Eribon²³ über seine Familie erzählt, die so rasch als gültige Erzählung auch für Deutschland genommen wird. Meine Eltern boten von daher in ihrem eher stummen Eingeständnis eines schwerwiegenden politischen Irrtums für mich wenig Angriffsflächen, außer der Einsicht, wie in einer wirtschaftlich und sozial eher schwierigen Lage aggressiver Nationalismus, Rassismus, aber auch die Hoffnung auf Auskommen und Aufstieg durch Parteigängertum Fuß fassen konnten und können.

Ich musste kaum Energie aufwenden, um mich aus diesem engen Milieu zu lösen; die Weichen hierfür hatte meine Mutter schon gestellt, indem sie die Fortsetzung meiner Schulbildung nach der Mittelschule auf dem Gymnasium durchsetzte, und – um das Geld aufzubringen, aber auch, um unter andere Menschen zu kommen – selbst wieder stundenweise als Verkäuferin arbeitete. Die hannoversche Studiensituation, die ich zu meinem Glück vorfand, legte in keiner Weise Distanzierung zu meiner Herkunft nahe, aber auch keinen Stolz, weder als »Kind« aus der Facharbeiterschaft noch als Aufsteiger, als erster aus der Familie mit Studium (bis auf die ferne Tante, die allerdings sehr früh verstarb).

²³ Didier Eribon (2016): Rückkehr nach Reims, Berlin (3. deutsche Auflage).

Was für ein Arbeiterbild entsteht bei mir?

Es wollte aber auch, trotz damals vielfacher Lektüre der einschlägigen Bücher zur Arbeiterbewegung, die im Raubdruck erschienen, kein heroisches Arbeiterbild entstehen und noch weniger der Glaube an eine Avantgardepartei der Arbeiterklasse. Und trotz der zeitweilig übernommenen Floskeln und trotz der Kampflieder, die ich von Ernst Busch²⁴ oder anderen gesungen damals auch hörte; wie auch die »Rolling Stones«, die ich aber damals überhaupt nicht als Bestandteil einer neuen Popkultur verstanden habe. Mein Interesse und meine Kenntnisse über die Länder des »realen Sozialismus« blieben gering, die Identifikation der Studentenbewegung mit den antiimperialistischen Kämpfen und insbesondere mit Vietnam konnte ich verstehen, aber auch das war irgendwie nicht meine Sache. Der »Pariser Mai«²⁵ faszinierte mich von ferne schon mehr, auch, weil die Revolte gleichzeitig verschiedene Bevölkerungsgruppen erfasste, die ihren Bedürfnissen Ausdruck zu verschaffen suchten und damit die Streiks weit über die im engeren Sinne ökonomischen Fragen hinaus aufluden, nämlich mit der Idee, anders zu leben. Das, was ich sehr schnell seit meinem Studienbeginn lernte, legte mir eine korrespondierende Perspektive nahe, nämlich anders arbeiten.

In diesen wenigen Jahren von 1968 bis Anfang der 1970er boten sich mir parallele Erfahrungsfelder, die etwas hergaben für anders arbeiten und die mir die Bekanntschaft mit Menschen aus der Arbeiterschaft, meist betrieblichen Funktionären, brachten, die mich bereicherten. Dies vor allem deshalb, weil ich sie in gemeinschaftlichen/kollektiven Zusammenhängen selbstbewusst, fachlich verantwortlich und fantasievoll erleben konnte, also gewissermaßen als Gegenbild zu passiver Abhängigkeit.

Prägend: Die Chemie-Streikleitung 1971 in Darmstadt

Die wichtigste frühe Anschauung in dieser Hinsicht bot das Streikgeschehen 1971 in der Chemischen Industrie Hessens, die vor allem auch durch den damaligen IG Chemie – Geschäftsführer Heinz-Günter Lang ermöglicht wurde, der uns nach anfänglichem Misstrauen alle Möglichkeiten einer Beobachtung »in situ« eröffnete. Der dortige kollektive Zusammenhang lautete: Wie legt man den Betrieb unter größtmöglicher Beteiligung bzw. Akzeptanz der Belegschaft still, ohne materiell Schaden anzurichten?

Die Art und Weise, wie dies geschah, hat auf mich großen Eindruck gemacht, und dies in verschiedener Hinsicht: nämlich durch die Auseinandersetzungen in der Streikleitung, bei der es stets um die verantwortungsbewusste Abwägung verschiedener wichtiger, aber teilweise in Widerspruch zueinander stehender Ziele und Mit-

²⁴ Später lernte ich, besser zuzuhören und merkte, dass ein Großteil der Spanienlieder von der Niederlage handelte.

²⁵ Sehr interessant in diesem Zusammenhang die Kritik von Negt an der nach dem Mai 1968 von Gorz vollzogenen Wende: Oskar Negt (1994): Unbotmäßige Zeitgenossen, Frankfurt am Main, S. 225–240.

tel ging, durch die wie selbstverständlich in Anschlag gebrachten gediegenen Kenntnisse über den Arbeitsprozess in seinen technischen, organisatorischen und sozialen Dimensionen und durch den über Tage anhaltenden, nicht ermüdenden Einsatz.

Schon damals und auch im Rückerinnern von heute war und ist klar, dass es den aktiv Beteiligten damals um viel mehr als um die in Streit stehende Lohnerhöhung ging, sondern zugleich um eine endlich mögliche selbstbewusste Demonstration, wer die Produktivkraft ist. Es ist im Übrigen merkwürdig, dass einem diese – sagen wir: subjektive oder emotionale – Seite der Auseinandersetzung bei der Lektüre des Berichts über diese Streikauseinandersetzungen²⁶ so wenig entgegen tritt.

Zwar findet alles Erwähnung: die Überprüfung der von der Werksleitung schließlich vorgelegten Notdienstregelung durch die Streikleitung unter Hinzuziehung jener Kollegen, die beurteilen können, welches Personal unverzichtbar ist, damit kein großer materieller Schaden passiert (viel weniger im Übrigen, als die Werksleitung behauptete), das Scheitern des Plans der Werksleitung, Teile der Produktion weiterlaufen zu lassen, indem Angestellte die streikenden Arbeiter ersetzen: das Risiko ist zu hoch, die Selbstorganisation des schwierigen und teilweise unübersichtlichen Streikgeschehens selbst, bei anhaltenden internen Auseinandersetzungen über das, was konsequentes Vorgehen heißt.

Erneute Lektüre: Mein Erleben findet sich im Forschungsbericht nicht wider

Im Bericht wird dies in eine strukturelle und gewissermaßen objektivierende, auch keinen Platz für die Erfahrungen der wissenschaftlichen Beobachter*innen lassende Interpretation eingefasst. Diese geht zwar davon aus, dass die »Handlungssituation« Streik gegenüber dem durchorganisierten und hierarchisierten betrieblichen Alltag »offener, wesentlich weniger strukturiert als im Arbeitsalltag«²⁷ sei, die selbstbewusste, wenn auch nicht immer erfolgreiche Nutzung dieses Handlungsraums durch die Arbeiter auch aufgrund ihrer beruflich-betrieblichen Erfahrungen, ihres fachlichen Wissens und ihrer verantwortlichen Haltung den eigenen Kolleg*innen und den Produktionsmitteln gegenüber ist im Bericht keiner eigenen Betrachtung Wert, was mich auch nachträglich noch wundert, weil es für uns (für mich?) damals zu den erstaunlichen Erfahrungen gehörte und mein Arbeiterbild wesentlich mit formte.

Ähnliches gilt für die Art und Weise der Darstellung der internen Auseinandersetzungen innerhalb der Gewerkschaft, die ihren Höhepunkt mit dem zentral und ohne Rückkopplung mit denjenigen Belegschaften, die sich noch in Auseinandersetzungen befanden, getätigten Tarifabschluss fanden. Jene Vertrauensleute-Versammlung in Darmstadt, in der ein Mitglied des Hauptvorstands den Tarifabschluss zu begründen versuchte und auf einhellige und scharfe Kritik stieß,

²⁶ Dzielak/Hindrichs/Martens et al. (1978): Belegschaften und Gewerkschaft im Streik. Am Beispiel der chemischen Industrie, Frankfurt/Main.

²⁷ Ebenda, S. 482.

wird detailliert im Bericht dokumentiert,²⁸ einschließlich der Sequenz, an die ich mich sehr gut erinnere, denn ich war damals bei dieser turbulenten Versammlung am Böllenfalltor dabei. Das Mitglied des Hauptvorstands spricht: »Der Hauptvorstand rät den Tarifkommissionen zur Annahme, und, liebe Freunde, das eine bitte ich mir abzunehmen, wir geben diesen Rat mit der Faust in der Tasche. (Gelächter: Zwischenruf »Deine Faust möchte ich sehen!«)«.

Diese internen gewerkschaftlichen Auseinandersetzungen waren, soweit ich erkennen kann, charakteristisch für jene Jahre und begleiteten alle damaligen Streiks, weil es nach mehr als einem Jahrzehnt bürokratischer Entfernung der Gewerkschaften von der betrieblichen Basis für die Aktiven im Betrieb auch darum ging, sie als die zentrale eigene Organisation an die eigenen Interessen und auch an die eigenen emotionalen Bedürfnisse zurückzubinden.

Hierzu findet sich im Bericht unter der Überschrift »Die ›Aneignung‹ der Gewerkschaftsorganisation durch die Belegschaften« ein Kapitel, das ebenfalls seltsam unterkühlt bleibt. Resümiert wird, dass im Streik und auf der Basis der Streikereinfahrungen »die Organisationsstrukturen und die Interdependenz der Organisationsebenen in ganz anderer Weise sichtbar werden als zuvor«.

Hier ist also vor allem von Mängeln der Funktionsfähigkeit der Gewerkschaften die Rede; dies kann aber das Maß der Enttäuschung und die Empörung, die auf der Versammlung am Böllenfalltor zu spüren war, nicht ausreichend erklären. Mir schien es damals so, als ginge es um eine enge Wechselbeziehung zwischen dem wachsenden Selbstbewusstsein in der betrieblichen Sphäre und dem Bedarf an lebendiger innergewerkschaftlicher Demokratie, durchaus auch in einem basispolitischen Sinne.

Als eine weitere wichtige Erfahrung: IG-Metall-Jugendkonferenz 1971

Sicherlich war ich im Juli 1971, als es zu diesen Ereignissen in Darmstadt und anderswo kam, für eine solche Sichtweise auch deswegen sensibilisiert, weil es eben gerade vorher im April die Jugendkonferenz der IG Metall in Saarbrücken gegeben hatte. Für mich handelte es sich in gewissem Sinne um einen ähnlich gelagerten gewerkschaftsinternen Konflikt, allerdings mit einer stark jugendbildungsbezogenen Komponente.

Im Vorfeld der Jugendkonferenz hatte es in verschiedenen Seminaren in der Jugendschule eine Beschäftigung mit der Jugendpolitik der IG Metall gegeben; u.a. wurde auch der Frage nachgegangen, was mit den Beschlüssen der vorherigen Jugendkonferenz geschehen sei. Deren hauptsächlich formale Erledigung stieß insbesondere bei jenen Teilnehmer*innen, die neben ihrer Jugendvertreter*innen-tätigkeit auch noch in aktiven Jugend- und Basisgruppen mitarbeiteten, auf Kritik. Hieraus entstand die Idee, die Rolle der Gewerkschaftsjugend zu einem zentralen Thema in Saarbrücken zu machen, hierfür die Antragsberatungen aktiv zu nutzen und

²⁸ Ebenda, S. 196–200 und 505–507.

mehr Diskussionszeit dadurch zu gewinnen, dass die vorgesehene Rede des damaligen 2. Vorsitzenden der IG Metall, Loderer, nicht gehalten, sondern als Text verteilt werden sollte. Tatsächlich wurde diese Initiative in Saarbrücken ergriffen und stieß auf Unverständnis, Abwehr und Disziplinierung.

Meine Jugendbildungsarbeit kam deswegen auch in die Konfliktlinie, weil ich mich zu Wort meldete und für die Initiative und eine selbstkritische Jugendbildungsarbeit sprach, und Udo Achten aus einer anderen Jugendschule Verständnis für die Vorstandshaltung ausdrückte; so sortierte es sich in »gut« und »böse«.²⁹

Ein neues Erfahrungsfeld: der Öffentliche Dienst

Diese intensiven Jahre der Annäherung an die Industriearbeiterschaft und ihre betrieblichen Interessenvertreter hatten allerdings ein wichtiges Seitenstück, das meinen Blick auf andere Beschäftigtengruppen und -Verhältnisse ausweitete, nämlich jener des Öffentlichen Dienstes. Während eines Erfahrungsaustausches zum Streikgeschehen in Darmstadt, der im Herbst 1971 auf dem Dörnberg stattfand, kam es zu einem zufälligen Kontakt mit der ÖTV (Gewerkschaft öffentliche Dienste, Transport und Verkehr), aus dem sich aber schließlich die Mitarbeit an der neuen Bildungskonzeption der Gewerkschaft ÖTV entwickeln sollte, die 1974 veröffentlicht wurde³⁰ und in die auf diesem Weg auch Ansätze und Elemente aus dem Kontext des Exemplarischen Lernens und der betriebsnahen Arbeit einfließen.

Mit dem Beginn meines Beschäftigungsverhältnisses in Dortmund wurde ich in der dortigen ÖTV aktiv, bald als Vertreter der Landeseinrichtungen in den Kreisvorstand gewählt und dort mehrere Jahre ehrenamtlich für die nun erneuerte ÖTV-Bildungsarbeit zuständig.³¹ In diesen Funktionen wirkte ich auch beim ersten großen Streik im Öffentlichen Dienst im Jahr 1974 mit, der im Übrigen – was die gewerkschaftsinternen Problematiken betraf – viele vergleichbare Züge zu den anderen Streiks dieser Jahre trug. Als ich bei einem Besuch in Hannover meinem Vater davon erzählte, zeigte er mir sein silbernes ÖTV-Abzeichen für 25-jährige Mitgliedschaft und berichte mir, dass er seit vielen Jahren Personalratsmitglied sei. Das hatte ich von meinem Vater bisher nicht wahrgenommen, bekräftigte aber nur weiter, was ich nun schon aus eigener Erfahrung wusste: auch aktive Gewerkschafter sind nicht a priori politisch fortschrittlich.

²⁹ Dass damit auch die Jugendbildungsarbeit und ihre Ausrichtung zum Thema wurden, findet übrigens bei Knud Andresen (2016): Gebremste Radikalisierung. Die IG Metall und ihre Jugend 1968 bis in die 1980er-Jahre, keine Erwähnung.

³⁰ Neben Dagmar Dei Tedesco, damals Bundesjugendsekretärin, nahm auch Ursula Schumm-Garling, seinerzeit Leiterin der Abteilung Automation der ÖTV, an dieser Konzeptarbeit teil. Sie wurde wenig später Professorin in Dortmund und übernahm nach dem Weggang von Pöhler für einige Jahre die Aufgabe als Direktorin der Sozialforschungsstelle, während ich die ständige Geschäftsführung übernahm.

³¹ Karl-Heinz Faust, der spätere Arbeitsdirektor der Dortmunder Stadtwerke, war damals als Gewerkschaftssekretär für die Bildungsarbeit zuständig; es waren Jahre einer schönen und produktiven Zusammenarbeit.

Einer der wichtigen Einschnitte, die auch im Feld der Arbeitsbeziehungen das Ende der langen Restaurationsperiode markierten, nämlich die Septemberstreiks von 1969, fällt in diese Zeit meiner raschen Annäherung an die Arbeiterschaft. Einige seiner Protagonisten hatte ich bereits kennengelernt. Dass ich in dieser Zeit auch noch mit der hannoverschen Szene im Umfeld des SDS locker verbunden war, belegt ein über einen dortigen Freund vermittelter Artikel in einer Zeitschrift der italienischen Lotta Continua über den Streik in der Metallindustrie 1971, den ich mit Otto Stahl zeichnete. Beim gescheiterten Misstrauensvotum gegen Willy Brandt im Frühjahr 1972 bin ich schon in Dortmund; die vom damaligen DGB-Kreisvorsitzenden Helmut Neukirch³² mit Brandt veranstaltete Demonstration und Kundgebung zum 1. Mai sollte mit vielen Zehntausenden von Teilnehmern die größte sein, die ich je in Dortmund erlebte.

Viele weitere Begegnungen: Betriebsnahe Bildungsarbeit in Metallbetrieben in Oberhausen

Im selben Jahr lädt Heinz Schleußer³³, der damalige 1. Bevollmächtigte der IG Metall in Oberhausen, Wolfgang Hindrichs, der ebenfalls mit nach Dortmund gekommen war, dazu ein, als Referent in der dortigen betriebsnahen Bildungsarbeit zu wirken. Helmut Martens und ich können ebenfalls mitmachen; dass ich aus der Jugendbildungsarbeit der IG Metall entfernt wurde, interessiert Schleußer nicht. Mehrere Jahre lang fahre ich alle vierzehn Tage mittwochs nach Oberhausen, um mich bei der Gutehoffnungshütte in Sterkrade als »Lehrer« an der betriebsnahen Vertrauensleuteschulung zu beteiligen.

Die Kombination aus ersten wissenschaftlichen Gehversuchen und betriebsnaher Bildungsarbeit, in engem Kontakt mit meinen »Portalfiguren« aus Hannover, Pöhler und Hindrichs, mit denen ich nun zusammenarbeitete, warf für mich noch einmal ganz grundsätzlich die Frage danach auf, wie ich mich als Wissenschaftler im Verhältnis zur Arbeiterschaft verstehen will.³⁴

³² Helmut Neukirch war viele Jahre lang DGB-Kreisvorsitzender in Dortmund und einer der Mitinitiatoren der Wiedergründung der Sozialforschungsstelle als Landesinstitut 1972. Rainer Lichte, Eberhard Weber und ich haben ihn nach Ende dieser Tätigkeit auf der Basis langer Interviews porträtiert: Vom Nordstadtjugen zum DGB-Kreisvorsitzenden, Helmut Neukirch erzählt sein Leben, Dortmund 1993.

³³ Heinz Schleußer (1936–2000) war Gewerkschafter und Politiker (SPD). Schleußer arbeitete von 1954 bis 1963 als Betriebsschlosser im Hüttenwerk Oberhausen. Bei der IG Metall war er von 1969 bis 1987 Erster Bevollmächtigter und Geschäftsführer. Von 1969 bis 1988 war er Ratsherr der Stadt Oberhausen, von 1979 bis 1988 als Vorsitzender der SPD-Ratsfraktion. Im Mai 1988 berief ihn Johannes Rau als Finanzminister in sein Kabinett. Er initiierte die Studie, die Rainer Lichte und ich zusammen mit weiteren Kolleg*innen später angesichts des Strukturbruchs in Oberhausen durchführten: Wilfried Kruse/Rainer Lichte (Hrsg.) (1991): Krise und Aufbruch in Oberhausen. Zur Lage der Stadt und ihrer Bevölkerung am Ausgang der Achtzigerjahre, Oberhausen.

³⁴ Was mir in dieser Hinsicht in Auseinandersetzung mit dieser betriebsnahen Bildungsarbeit wichtig war, habe ich in dem Aufsatz »Erfahrungen aus gewerkschaftlicher Bildungsarbeit mit Industriearbeitern« zu formulieren versucht, der 1983 erschienen ist, mehrere Jahre, nach-